

Als Ausländerkind im Künsnacht der Kriegsjahre

Als Auslandschweizer-Familie trafen wir im Frühjahr 1941 im Bahnhof Basel ein. Ausgebombt durch die Armee Hitlers am 14. Mai des vorangegangenen Jahres, hatten wir das «Wirken» der Besatzungsarmee erlebt. Ich war bewusst erleichtert, über die Grenze in unser Ferienland Schweiz hinüberzuwechseln, so wie ich im Spiel «Wolfsgehege» immer erleichtert war, über den im Kies gezogenen Strich zwischen der Wildnis der Wölfe und dem sicheren Gehege der Schafe zu hüpfen. Zwei Tage lang hatte sich der Zug durch Holland und Deutschland geschleppt mit einer mir gefährlich erscheinenden Nacht in Frankfurt am Main, denn mein Vater hatte seiner deutschen Firma gekündigt mit der expliziten Begründung, er wolle nicht für ein Volk arbeiten, welches Grossverbrechen begehe. Die Schweizer Bähnler stürzten sich auf uns einzige Aussteigende des langen Zuges und wollten wissen, wie das draussen sei, ob wir den Krieg erlebt hätten, zu Schaden gekommen seien. Sie wiesen uns ins Bahnhofbuffet zum Café complet, welches

der Bundesrat jedem heimkehrenden Auslandschweizer stiftete. Ich erkannte die weissen Weggli mit den beiden Hügeln wieder, die so typisch für die Ferienaufenthalte bei unseren Tanten zeichneten, den Geruch dieser Weggli mit Butter und warmer Milch. Unauslöschlich.

Dann fuhren wir nach Küsnacht zu Lux Guyer, der Architektin, der Schwester meiner Mutter, an die Schiedhalde. Nach ersten Begrüssungstagen zogen wir nach Itschnach in ihr «Stammhaus» samt dem Garten, heiss geliebt aus früheren Sommerferien. Zu Fuss, natürlich, vorbei an Wiesenborden mit üppig blau blühendem Salbei, Glockenblumen, Margeriten, auf der schmalen Erdstrasse, entlang dicht bestandenen Obstgärten, den unbebauten Hang über dem Schübelweiher hinauf, vorbei an Sterns Blautannenplantage, drüben das Bienenhaus der Ernsts vom Schübel, deren uns allen so nahe stehende Tochter Fanni, unsere «Ai», schon mit meinen Eltern in Albanien gewesen war. Die wenigen Koffer zogen wir auf dem Leiterwagen, meinem neuen Faszinosum. Wir setzten uns jeweils auf dessen Rand, hielten das Steuer gut in den Händen und ratterten über die Kieselsteine der Zumikerstrasse talwärts, öfters zum Bremsen abspringend. Auf der Schiedhaldenstrasse ratterten die Eisenkufen der Holzräder heftiger, denn dort gab's feines Pflaster, und weiter ging's ins Seefeld zu den Schwestern von Monakow, welche uns Meyers Konversationslexikon zum Start für unsere neue Bibliothek in den Leiterwagen packten. Am Ende der langen Kastanienallee wölbte sich, mich verzaubernd, die Kuppel des Opernhauses. Eine Fata Morgana.

In den Gärten in Itschnach und an der Schiedhalde pflanzten wir alle unter Anweisung meiner Tante Claire Guyer, der Malerin, Topinambur, Fenchel, Knollengemüse, welches für den Wintervorrat in Kisten im Keller verpackt wurde neben Endivien im Laubkistli. Von den der Anbauschlacht geopfertem Itschnacher Rebhängen stammten eigene Kartoffeln und Maiskörner in Säcken. Äpfel und Birnen lagen auf den Hurden. Beeren und weitere Früchte mussten von uns allen gepflückt und sterilisiert werden in hohen 2-Liter-Gläsern. Eine kleine Fabrik in der Itschnacher Küche. Anfangs gab's noch Eier zum Einlegen in Wasserglas für den Winter, dann engten die Coupons den Konsum auf ein halbes Ei pro Monat ein. Meine beiden Tanten waren früh Duttweilers Aufruf zum Vorräteanlegen gefolgt. So gab's auch ab und zu Reis und roch es am Sonntag manchmal wunderbar, wenn die kleine Frühstücksportion Kaffeebohnen geröstet wurde. Auch wurde im Winter an einem Sonntag das ganze Haus geheizt, denn für diesen Tag kam mein Vater nach Hause, der die ganze Sechstageswoche in den Bergen an der neuen Passverbindung über den Susten baute, später am Aarewehr bei Auenstein. Wir Kinder stampften sommers im kalten Wasser der Badewanne Altpapier, drückten die zerfetzte Masse zu Kugeln aus, die, an der Sonne getrocknet, winters im Eisenöfelein verbrannt wurden. Das zum Fenster hinausgeleitete Rauchrohr half mit die spärliche Wärme verbreiten. Wir sassen davor, wenn wir Aufgaben machten, aber beim Klavierüben im nächsten Zimmer war es eiskalt. Eisblumen konnten wir an den Fenstern, eine weisse Pracht, Verzauberung, wenn die Sonne hineinschien. Es fiel viel Schnee in jenen Kriegswintern. Eine kleine Eiszeit sei's gewesen. Beim Schlittensfahren über die Wiesen des Schübels überholte uns die

einsame Frau vom Schüracher, die, auf ihrem Schlitten, von vier roten irischen Settern gezogen, vorbeistob.

Ich ging anfangs in Künsnacht in die sechste Klasse zur Schule. Von der Schiedhalde gibt es heute noch denselben geschweiften Fussweg, der seine Fortsetzung in der Treppe durch die Rebbergarena zu den Höfen im Felsenegg findet. Mädchen aus meiner Klasse, auch der Lehrer, fanden sich auf dem Weg zum Wettsteinschulhaus zu einem kleinen Trupp zusammen, über den Bach, quer durchs Seminargelände, unter den Linden der Bahn entlang, übers einzige Geleise, wo die Mutter einer Schulfreundin im kleinen Barrierenhaus sass, mit mir enorm erscheinender Verantwortung. Das Schellen des Barrierengeläutes und das Vorbeidonnern des Zuges hörten wir auch im obersten Stock, als brauste der Zug durchs Klassenzimmer. Eine Riesenklasse drinnen. Ich meine, wir waren nahezu fünfzig. Mädchen links, Buben rechts, Tafel vorn, alles streng geteilt. In der Pause spielte ich mit den Buben «Völk» und verstand nicht, warum dies den beiseitestehenden Mädchen unangebracht vorkam. Ich verstand noch weniger, dass die Buben uns Mädchen Wörter wie «Arschloch» etc. nachriefen, Wörter, die ich weder kannte noch verstand, die aber zu entsetzten Klagen beim Lehrer führten. Als mir deren Bedeutung nach Erläuterungen meiner Freundinnen dämmerte, dachte ich an meine irischen Schulfreunde: Die Mädchen wanden füreinander Blumenkränzlein auf dem Schulweg, und der Gentleman's Prize wurde an der jährlichen Schulfeyer demjenigen Buben zugesprochen, der sich zu allen seinen Kameraden und den Lehrern am liebenswürdigsten aufgeführt hatte.

Der Lehrer, Herr Emil Keller, verfolgte das Kriegsgeschehen mit grossem Interesse. Am Morgen nach Pearl Harbour stellte er sich mitten ins Klassenzimmer und deklarierte, heute sei die historische Wende geschehen, deren wir uns zeit lebens erinnern sollten: Amerika sei in den Krieg eingetreten und damit Hitler auf lange Sicht geschlagen. Mir kam die Einstellung der Schweizer zum Kriegsgeschehen sehr polarisiert vor: auf der einen Seite die von uns beobachteten Militärs: ihr Fasziniertsein von den militärischen Erfolgen Hitlers entsetzte mich wegen dieser Einseitigkeit; auf der anderen Seite unsere Freunde mit Professor Karl Meyer und seiner Frau Alice Meyer-Wegenstein (Autorin des bekannten Buches «Widerstand oder Anpassung»), welche von meinen Eltern Erfahrungsberichte zum Überfall auf Holland und zu Beobachtungen während der Besatzungszeit erbat. Wir hatten die Vorbereitungen und das Versagen von Hitlers geplantem Übersetzen nach England aus der unmittelbaren Nähe beobachtet, da wir während der Suche nach einem neuen Wohnort den Sommer 1940 auf einer Insel im Rheindelta verbracht hatten und zusahen, wie die holländischen Fischerboote nach und nach konfisziert und ein Attrappenflugplatz zur Verwirrung der Engländer gebaut worden waren. Später sollen die Engländer Holzbomben auf diesen albernen Flugplatz abgeworfen haben. Über die «Battle of Britain» hörten wir erst später Genaueres, uns fiel nach Mitte September das Abflauen der Geschäftigkeit der deutschen Besatzung auf, und wir wussten, dass das Übersetzen über den Kanal aufgegeben war. Den Winter über hatten wir spektakuläre nächtliche Fliegerkämpfe über Rotterdam mitverfolgt, vergleichsweise ein Gala-Feuerwerk. Durch seine Arbeiter am Maastunnel im Hafengebiet

wusste mein Vater meist vorher, wann die englischen Angriffe kämen, denn die Spionage zwischen den Holländern und den Engländern klappte vorzüglich. Einmal schlug eine Bombe in ein nahes Haus ein, es knallte enorm, aber nach dem ersten Schock erinnerten wir uns, dass dieser Treffer ja einem SS-Nachtessen galt, und ich war über die Präzision der Engländer sehr erfreut. Natürlich waren die Schweizer ohne diesen Anschauungsunterricht ahnungslos geblieben. Auch wussten wir vom Schicksal des früheren «jüdisch versippten» Chefs meines Vaters seit 1938 gleichsam «live» über die Konzentrationslager, was von vielen Schweizern nicht wahrgenommen wurde. Noch heute muss ich von Schweizern hören, das habe man ja alles erst nach dem Krieg gewusst... Meine Mutter empörte sich offen über den Réduit-Plan, ahnend, was den ausgelieferten Frauen und Kindern zugestossen wäre. Wir Kinder amüsierten uns über unseren Onkel, der jeden Samstag beflissen zur Ortswehr rannte.

In Küsnacht hörten wir – besonders bei Föhnlage – lediglich, wie die Gotthardzüge durch die ganze Nacht auf der anderen Seeseite dicht hintereinander vorbeierollten. Nachts war alles absolut dunkel, und ab und zu hörte man die Bomber hoch oben vorüberfliegen, Engländer mit wogendem Ton, Deutsche mit gleichmässigem. Später konnten wir zusehen, wie die Fähnlein der verschiedenen Armeen über die Landkarten in den Wohnstuben der Schulfreundinnen sich bewegten, erst nach Osten, später nach Westen. Die Schweizer engagierten sich zunehmend für die Seite der Alliierten. Fast im geheimen wurde mein Vater auch vom Hauptmann seiner Kompanie aufgefordert, einen Vortrag zu halten über das, was wir vom Überfall auf Holland gesehen hatten – den Überfall frühmorgens am 10. Mai 1940 auf Rotterdam vor unseren Fenstern und die folgenden Kriegstage – und was wir weiter über das Aufrollen der westlichen Armeen im Mai/Juni 1940 erfahren hatten. In Rotterdam sprach man viel von Dünkirchen, was uns besonders berührte, da mein Vater in den frühen Dreissigerjahren die Mole gebaut hatte, von der aus die englische Armee sich im Juni einschiffte und flüchtete.

Am Sonntagmorgen knatterten die Schweizer Gewehre hörbar vom Schiessplatz drüben jenseits des Tobels zu uns in die Schiedhalde herüber. Für mich noch heute das sicherste Symbol der friedlichen Schweiz. Dann zogen wir zu Fuss hinauf durchs Tobel zum Pfannenstiel und auf ungeteerten Landstrassen weit hinaus ins Glattal, zum Lützelsee oder über Uster hinaus in die Weiler der Vorfahren meiner Mutter. Die Anbauschlacht hatte noch lange nicht alle Feuchtgebiete erfasst, rosa Mehprimeln färbten ganze Waldlichtungen zu rosa Teppichen, Kiebitze flatterten aus dem Ried am Greifensee auf, und wir lasen Usteräpfel auf, wenn wir Durst hatten. Nirgends ein Neubau, nirgends eine Baustelle, die Dörfer intakt, in Grüningen auf der Hauptstrasse ein Toter aufgebahrt, dem die Vorübergehenden durchs Fensterlein auf die geschlossenen Augen schauten. Natürlich kein Auto, kein Bus, selbst die Pferde konnten nur für die Ackerarbeit eingesetzt werden, falls sie nicht fürs Militär eingezogen waren. Manchmal durften wir auch einkehren, in der Hinteren Scheuren gab's Most ohne Coupons, und in der Hochwacht auf langen Bänken und an ebenso langen Holztischen unter den Kastanien auf dem dicht eingetretenen Kies geradezu ein Berglein von

Speck, Käse und Brot zu nur einem Viertel-Mahlzeitencoupon. Schlaraffenland. Wir waren doch nie ganz satt, denn es mangelte immer an etwas: Fett, Milch, Zucker, Eier waren rar. Meine Mutter bettelte für uns Kinder Brot ohne Coupons, rannte Anfang Monat beflissen bei den verschiedenen Bäckereien in Küsnacht ihre Couponschulden – wenigstens vergleichsweise – abtragen. Am Ende des Kriegs zerfiel diese Couponschuld von über tausend Kilos in der Luft.

Unter den Kindern meiner Klasse gab es solche, die barfuss zur Schule kamen, natürlich nicht als Modegag. Es gab Kinder ohne Väter mit erschöpft arbeitenden Müttern. Es gab ein Kind mit einer silberbekrönten Bürste und einen Bub, der vor mir Brote ass mit so viel Butter bestrichen, dass seine vorderen Zähne sich in voller Höhe darin abzeichneten. «Wer nicht schwarz isst, hat keine roten Backen», sagte mein Vater im Spass, obschon er den Schwarzhandel verurteilte, aber anlässlich einer Diskussion zu diesem Thema beobachtete, wie alle Gäste beim Nachtessen endlich warm bekommen hatten und rosig angelaufen waren. Wir standen vor den Schaufenstern der Konditorei Hug am Fussweg der Bahnunterführung und bestaunten die Fruchtwähen. Der Fännlibrunnen hatte noch alle seine verwunschenen Gärtlein, weiss mit Schneeglöcklein im Frühjahr, aus ihnen aufsteigend weisse Bauernhäuser - ein ganzes Gewirr von Schöpfen, Bäumen, kleinen Pfaden. Die Seestrasse überquerte man überall, ohne sich nach rechts noch links umzusehen. Im grossen Saal der «Sonne» führte unsere Klasse zum Abschlussfest unter der Leitung einer Mutter die Kindersymphonie Haydns auf, und ich durfte die Kuckuckspfeife blasen. Wir lernten von meinem Vater rudern in Bötlein von Herrn Hubers Bootsverleih beim Horn. Ein langer Marsch auf der heissen Seestrasse ins moderne Strandbad: da fühlte ich mich immer wohl und erinnert an die erfrischend eleganten Betonbauten Hollands. Wie hat sich diese Szene seither verändert, ist plump und spannungslos geworden, hat an Poesie, Eigenart, Charakter eingebüsst.

Manchmal denke ich, der Asphalt auf allen Wegen habe den Charakter unseres Dorfes am meisten verändert. Aber es fehlen uns auch die früheren à-niveau-Bahnübergänge zur Dorfeinheit von See zu Berg. Es fehlen viele Vorgärten mit kurzen Gesprächen über den Gartenhag, welche zur dörflichen Stimmung beigetragen haben, wo jeder jeden kennt. Frühere Ladenbesitzer sind längst tot, durch Anonymität ausgewechselt. Vorstadtstimmung. Die blätternden Verputze an den Häusern, die krummen Dachvorsprünge, von der Sonne verstumpfte Farben, ausgelaufene Treppenstufen gingen verloren oder sind zur Unkenntlichkeit aufpoliert. Alles ist bequemer, und doch haben alle weniger Zeit. Die Wälder sind schöner geworden, mit mehr Laubbäumen bestanden; früher waren sie fast schwarz von dichten Tannenpflanzungen, wir können um den Rumensee gehen, es gibt ein weit dichteres Wegnetz, die Anlage am Küsnachter Horn ist gepflegter und grösser. Es wohnen viel mehr Leute in Küsnacht, die Einwohnerschaft ist weltoffener geworden.

Und heute erleben es halt die Kinder so und bauen ihre eigenen Erinnerungen auf, fürs Leben.

Beate Schnitter